

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Sie unentgeltlich eingehende Manuskripte über- nimmt die Redaktion ohne Verantwortlichkeit.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die britischen Kolonien und die deutsche Gefahr.

(Von unserem Korrespondenten)

London, 7. Juni.

Sir Edward Grey hat zum allgemeinen Erstaunen vor wenigen Tagen eine sehr pessimistische Ansprache über die Lage in Europa gehalten, und sein Freund und politischer Gesinnungsgenosse Lord Rosebery hat ihm in seiner vor den Kolonialjournalisten gehaltenen Rede beigepflichtet. Beide sehen unter den Wäutern der Friedens- und Freundschaftsverpflichtungen ganz im Gegensatz zu anderen die Schlinge des Krieges schlummern.

Warum? Weil, wenn sie wie das ganze übrige Europa ihren Glauben an den Frieden der Welt verflünden, schließlich die Kolonien dazu bewegen werden könnten, sich zu den Kosten der Reichsverteidigung in der von England gemäßigten Weise mit heranziehen zu lassen. Das ist des Pudels Kern, das der Grund des Pessimismus dieser beiden imperialistischen Staatsmänner.

Dem wo läge die Kriegsgefahr? Niemand denkt daran, England anzugreifen. Deutschland ganz gewiß nicht; die Machtverhältnisse Englands zur See verbieten es ihm für lange Zeit hinaus, wenn nicht überhaupt, das weiß Sir Edward Grey so gut wie Lord Rosebery, der Hauptstreckener auf dem gestrigen Bankett der kolonialen Presse, und dennoch stellen sie die Dinge so dar, als ob das kleine Eiland Groönland in einem Kampf um seine Existenz unter dem fürchterlichen Druck der Ereignisse eisten und immer rüsten müsse — bis auf den letzten Schilling, und das es auch damit noch nicht seine Unabhängigkeit bewahren könne, wenn die Kolonien ihm nicht beibringen. Den Journalisten von jenseits der Meere wird in den nächsten Tagen manches in das Ohr geschüttelt, so manches „ganz vertraulich“ mitgeteilt werden, das sie in der Meinung bekräftigen soll, daß wirklich „Gefahr im Verzuge“ und daß es das Beste sei, was sie tun können, diese „Ladungen“ den Lesern dahem in ihren Blättern mitzuteilen. Die gestrige, natürlich in die Kolonien telegraphierte Rede Lord Roseberys wird das Terrain hierfür vorbereiten, und die Patrioten in den fernsten Reichsteilen werden, erschreckt über die für das Mutterland so gefährliche Lage, einen tiefen Griff in den Beutel tun, um sich zur Verteidigung des Mutterlandes zu rüsten. Haben doch schon das Versteck über die „Eventual-Dradnoughts“ und der von den Konserverativen in rein parteipolitischen Tendenz ausgeflossene Schrei: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ dazu hingereicht, eine Panik auch in den Kolonien hervorzu- rufen und ein Angebot von allerhand Unterstützung zu veranlassen.

„Welcome home!“ sagen trotzdem mit Rosebery auch wir zu den kolonialen Journalisten. Weil man nämlich zu dem gefunden Sinn der meisten von ihnen, von denen einzelne feinerzig die Meile der englischen Pressevertreter durch Deutschland mitgenommen haben, das Vertrauen haben kann, daß sie hier die Situation besser zu durchschauen vermögen und das Gerüde von der angeblichen „deutschen Gefahr“ besser auf seinen Wert prüfen können als dahem. Diese Zeiten bedauern nicht, sie geben die Verteidigungsorganisation des britischen Reiches irgendwie einzunehmen. Aber man darf wohl den Wunsch hegen, daß die Journalisten aus Kanada,

Australien, Südafrika nach ihrer Heimat, wo tausende und abertausende Bürger deutscher Herkunft friedlich unter Briten leben, nicht den Eindruck mitnehmen, als ob Deutschland gegen England oder seine Kolonien etwas im Schilde führe. Es wäre im Interesse des weiteren friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Engländern in den britischen Kolonien und auch im Interesse unserer Handelsbeziehungen mit diesen Gebieten sehr erstreblich, wenn die nun leider sogar von offizieller liberaler Seite in England geschlossene Furcht vor einem Angriff Deutschlands nicht auch nach den Kolonien übergriffe.

Deutschland hat zu solchen Befürchtungen keine Veranlassung gegeben. Es ist gewiß nicht Deutschland gewesen, das die ersten „Dradnoughts“ geant, oder seine Flotte ostentativ in der Nordsee konzentriert hat, und es war vor allem England, das nicht auf das Kapern von Handels- schiffen auf offener See während eines Krieges verzichten wollte, da es „einen enormen Machtzuwachs“ für England gegenüber europäischen Ländern bildet, die gewöhnlich sind, größere Quantitäten von Holz, alerischen Erzeugnissen, und daher mehr von dem Handel zur See abhängig sind. War es doch ein Engländer, der liberale Abgeordnete Robertson, der dem ersten Lord der Admiralität zurief, diese seine Erklärung bilde die beste Rechtfertigung für Deutschlands Schiffbau. Deutschlands Handel wachse von Jahr zu Jahr, England sage gerade heraus, daß es im Kriegsfalle einen tödlichen Schlag gegen den Handel des Feindes führen werde, und danach sei es selbstverständlich Deutschlands Pflicht, dem vorzubeugen. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser einsamen Schatzlage und der Behauptung, daß Deutschland England angreifen wolle!

Es ist sehr schön, daß man den „Kolonialjournalisten“ in Spithhead die britische Flotte zeigen wird, aber deren Freizügigkeit auch in Deutschland nur eine Stimme vertritt, und es ist nur bedauerlich, daß wir diesen Kolonisten nicht uniere munterlich so viel geringer e Flotten Deutschland zeigen können. Ein stilles Wächeln dürfte sich bei dem Vergleich über ihre Züge hehlen, jede Furcht vor Deutschland würde schwinden, und die Frage würde sich auf ihre Lippen drängen: „Wen laßt man a hier?“, falls sie nicht zu der Welt gehören, die getäncht werden will.

Die Meinung der Arbeiterpartei.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

London, 10. Juni.

Die richtige Antwort auf die internationale Stimme vordringenden Reden der liberalen und konservativen Führer aus dem Professorenlager in die Arbeitervertreter aus Deutschland mit. Auch diese sagen als solche. Ihre Meinung läßt sich in die Worte des Präsidenten der Arbeiterpartei, Henderson zusammenfassen. Dieser erklärt: „Ein Krieg zwischen den deutschen Völkern und England ist unmöglich. Ich bin durchaus sicher, daß unser Volk, der demnachst von Hunderten von Revolutionären geschickt werden soll, ganz beitragen wird, dieses Verhängnis zu verhindern, den guten Willen und den Frieden zwischen den beiden Völkern, die den Hauptzweck unserer Partei bilden, zu dauernden zu machen.“ Wahrscheinlich werden auch diese Worte und die künftigen Reden der Arbeiter ein Echo in den Kolonien, namentlich unter den dortigen Arbeiterpartei werden. Sollten die Redakteure wirklich mit dem Rufe „Reinde erasmus!“ zurückkehren, so dürfte ihnen die Frage

entgegengehalten: „Wo sind denn die Briten?“ Im übrigen vergesse man auch nicht, daß die im Herbst durch ein außerordentliches Parlament gebrauchten Resolutionen in jedem Falle den höchstwahrscheinlich von den liberalen Parlamenten und die Jesur der britischen Steuerzahler zu passieren hätten.

Die französischen Marinepläne.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Paris, 10. Juni.

Die Pläne des früheren Kabinettchefs in der Marineverwaltung Dupont sind von dem mit der Unternehmung beauftragten Offizieren des Marinegeheims Chebourg durchgesehen und beraten mit ihrem Bericht dem Marineministerium übergeben worden. Über die Folgen der Offiziere wird einiges Scherzgerichtet, einige Entwürfe werden, zumont löse vor ein Kriegsgericht gestellt werden, andere glauben, der Marineminister Ricard werde seine Entgegnung erst treffen, wenn auch die parlamentarische Untersuchungskommission gesprochen hat.

Die Ministerkonferenz.

Die Konferenzen der einzelstaatlichen Finanzminister haben nun heute vormittag um 11 Uhr im Reichsamt des Inneren — nicht im Reichsjustizamt, wie ursprünglich bestimmt war — ihren Anfang genommen. Den Vorsitz führt, wie wir hören, Reichsfinanzminister Sydow. Als Vertreter des Reichsfinanzministers haben die Verhandlungen Ministersekretär v. Lochell bei. Unter den einzelstaatlichen Finanzministern und den Vertretern der Bankkassen — Hamburg ist durch den Senator Schamer, Lübeck durch den Senator Dr. W. Fechtling, Bremen durch den Senator Donandt vertreten — nehmen auch zahlreiche Bundesratsmitglieder an der Konferenz teil. Die Verhandlungen, die auch noch morgen fortzusetzen sollen, sind freuz veranlaßt, so verständlich, daß bei den beteiligten Reichsämtern nicht einmal über die Teilnehmer an den Konferenzen Auskunft erteilt wird. Zu Ehren der Konferenzteilnehmer wird bei dem Reichsfinanzminister in Berlin ein großes Dinner stattfinden.

Über das neue Steuerbudget, das die Finanzminister des Einzelstaates zusammen mit dem Reichsfinanzminister Sydow zu Ende im Begriff sind, fehlt es noch an bestimmten Angaben. Es ist deshalb zunächst viel mehr als Kombination, wenn einzelne Blätter schon eine Aufzählung der erst noch zu beschließenden Steuern bringen. Nach der „D. Tagesztg.“ veranlaßt „zünftig bestimmt“:

„Daß die Entwurfs eines Eventualsteuergesetzes, einer Reichssteuerzuschlagsverordnung und einer Erhöhung der Orientsteuer um etwa 30 Millionen Mark vorzuleiten werden sollen. Es heißt ferner, die meisten Antzäge der Finanzminister bezieht bezuglich der indirekten Steuern mit Ausnahme des Schenkungssteuergesetzes und der Wäntze, unabhäufiger wurden unentgeltlich abgelehnt aber mit einer Modifikation als Regierungsvorlage emporragt werden.“

Das es so oder ähnlich kommen wird, kann man sich ungefähr denken, zumal das aquarier Blatt vorhin genug ist, es dahing stellt sein zu lassen, ob der Bundesrat die Beschlässe der Finanzkommission „modifizieren“ oder ob er sie unverändert akzeptieren will. Eins von beiden wird wohl zutreffen. Die „Frankf. Ztg.“ bezeichnet es bei den projektierten Bundessteuern als wahrscheinlich, daß eine Erhöhung des Einkommensteuers und einer der Gesamtsumme

außen noch immer als das alte zeigt! Und diesem alten Österreich die gewaltigen Einwirkungen in das Reich fremder Nationen und in ihr Schwäbel, das sie sich selbst bei zu hören; sie werden den Bestand nicht las, daß Österreich noch immer ins Leben der italienischen Nation einzugreifen mit heimlichen Händen bemüht ist. Keiner von uns, versichern sie, denkt daran, endereue Italiener zu nehmen. Ihr aber, behaupten sie, denkt immer noch daran, unsere eigene Politik zu bestimmen; denn einer offiziellen Österreich kann sich noch immer nicht daran finden, daß der Papst zu den italienischen Angelegenheiten gehört, aber die wir unter uns ganz allein nach eigenem Ermessen zu entscheiden haben, aber da streift ihre eure Hand in unser Land herein! Oder was sonst soll es heißen, wenn ihr gegen die königliche Ausstellung trost, als daß ihr Italien anders wollt? Ja wenn ihr aber mit unserem Italien nicht zufrieden seid, dann find wir es natürlich mit eurem Österreich auch nicht. Darum geht's: um den Papst, nicht um das Trentino! Nach in Trentino, was ihr wollt, uns aber laßt mit dem Papst machen, was wir wollen: Solches Paß abzugeben, sind wir jeden Tag bereit, und der Paß wäre besiegelt, und ihr müßt unbelogt auf den Balkan gehen! Nun laßt aber, wie ihr laßt: wenn bei uns einmal ein paar junge Herren wollen, unser Land in Österreich überführen, seid ihr tief gekränkt, und doch findet ihr's ganz in der Ordnung, wenn in einer Hochverräumung der „gelangene“ Paß besetzt und unser Staat verflucht wird, und euer Staatlaßer sich ruhig dabei, der Vertreter eurer Regierung billigt es, nur wer von uns beiden ist denn der schlechte, der unaufrichtige Freund? Und warum darf sich kein italienischer Paß mit einer österreichischen Prinzessin vermählen? Ja, der Paß erlaubt es euch nicht! Darum müssen unsere Prinzen in einer Feindesland werden gehen, dann aber wundert ihr euch, den Einfluß eurer Feinde in unserem Land zu prüfen! Was hilft uns aber ein neues demokratisches Österreich, wenn es danach auch immer das alte Verfalls waltet laßt, das uns durch so närrische Schritte einer rabiaten Politik verbittert, wie eben jetzt wieder dieses lächerliche Verbot der „Annonzierung“ „Ave“ in Triest? Oder wäre wirklich eurer Stotte vor diesem Schiff aus dem sechsten Jahrhundert bang?

Lido.

Von Hermann Bahr. (Nachdruck verboten.)

Ganz leer ist's noch hier, glühend liegt das blaue Meer, knisternd glänzt der weiße Sand, und der alte Fortunato, der nun schon fünfundsiebzig Jahre hier als Bagnino dient, klappt behaglich mit die Capannen, vier bloß sind erst be- wohnt, ganz winzig scheinen die paar Gäfte auf dem weiten Strand, wie ganz kleine bunte Punkte nur, gleich wieder von der Hitze des wendenden Lichts verschluckt und verschluckt. Man kommt in der Früh, und wenn der Abend kommt, erschrickt man, daß schon wieder ein Tag vorbei sein soll, und kann's gar nicht begreifen und kann sich nicht erinnern, was es denn eigentlich war, womit er der Tag vergangen ist. Eben war es doch noch da, seine glänzenden weißen Pfeile verend, und schon hat ihn der drohende Wind der bangen Nacht wieder verjagt. John Stunden sind dahin. Was war denn nun mit uns, so lange? John Stunden sind vergangen, und sie haben nichts von sich in unserer freien Hand gelassen. John Stunden! Und nichts von ihnen bleibt als ein leiser Schauer von Erinnerung, einer still entscheidenden, an unserem inneren Horizont verlagerten Erinnerung an etwas sehr Schönes, in weissen Schein zerflommenes. Nun aber hat die Nacht ihre schwarzen Augen aufgeschlagen und flarrt uns an. Draußen ruft zornig das Meer, wie stellen sprechend. Wild ist es und wüst und wild, das eben noch voller Zärtlichkeiten und Zierlichkeiten war. Denn es gibt keinen Schauspieler von solcher Kraft zu den Verwandlungen wie das Meer, das bald an verwüsten Lagunen, mit seinen granen Tagen einem verheerenden Teufel gleich, bald im Sonnenlicht wie ein zahnlos helles Bödem frech aus Dünnen wischen Stegen laut, und man steht und schaut nur immer und weiß nicht, wohin die Stunde rückt, und weiß nur, daß man in unabwehrbaren Gefesseln steht.

Nun dann hat man nun diese Zeit auch Gelegenheit, auf dem Lido doch manchmal auch italienisch reden zu hören. In drei Wochen wird er wieder den Wienern, Ungarn und Berlinern gehören; der Venezianer kommt sich unter ihnen dann ganz fremd vor. Jetzt aber sieht

nicht bekannte Steuererhöhung vorgeschlagen werden soll, die von den Banken zu tragen sei. Andere wilde Meinungen, wie die Schaffung eines Doppelparlaments mit der Spitze gegen die Provinzen stünden auf sich beruhen. Unter allen Umständen sind die Wünsche auf eine, den liberalen Forderungen auch nur einigermaßen entsprechende Gestaltung der Einkommen gleich Null.

Schon wieder eine offizielle Erklärung über den Kaiserbesuch beim Kaiser! Im Nachtrag zu der im heutigen Morgenblatt wiedergegebenen Petersburger Depesche meldet der offizielle Telegraph: Die schon gemeldete Mitteilung der Petersburger Telegraphenagentur erwähnt den bevorstehenden Besuch des Deutschen Kaisers beim Kaiser von Russland in den Schären mit folgenden Worten: In diesen Tagen findet die schon früher beabsichtigte Begegnung mit dem Deutschen Kaiser statt, der nun seine Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, der Einladung des Kaisers Nikolaus Folge zu leisten und ihn um die Mitte Juni während des Aufenthalts der Majestäten in den finnischen Schären zu besuchen.

Der „weiße Schrecken“ vor der Duma. (Telegramm unseres Korrespondenten.)

In der Duma wurden die erregten Debatten über die Dubrowin-Interpellation bis gegen zwei Uhr morgens fortgesetzt. Darauf wurde zur Abstimmung geschritten und die Interpellation an den Justizminister und den Minister des Inneren mit 131 gegen 87 Stimmen angenommen. Die Angelegenheit wird jedoch erst im Herbst zum Austrag kommen, da die Reichsduma in wenigen Tagen in die Ferien geht und die Regierung allen Grund hat, die Affäre hinauszuziehen. Das Abendenblatt „Neschtschewnietz“ hat die folgenden Debatte: „Jeder, der gefahren eine Entscheidungsfähigkeit erwarbt, werbe in seiner Annahme gestützt. Die ständigen Redner der Reichsduma traten sehr vorzüglich auf, die einen, weil sie nur mit wirklich erwiesenen Tatsachen hervoortreten wollten, die anderen, weil sie manchen Verschwören, da eine Antwort von den betreffenden Ämtern der Regierung doch nicht zu erwarten war. Trotz dieser äußeren Vorstöße und einer gewissen Härte der Debatten wurde aber schon bei dem ersten letzten Schwimmgel in der Dubrowin-Frage ein geradezu Entsetzen erregendes Bild der Tätigkeit des russischen Verstandes abgedeckt. Die Stunde Dubrowins hat noch nicht geschlagen, aber sie wird kommen.“

Abessinien vor einer Thronkrone. (Von unserem Korrespondenten.)

Immer näher rückt der Augenblick, wo menschlicher Vornachricht gemäß Abessinien vor einem Thronwechsel stehen wird. Ein im „Corriere“ veröffentlichter Brief aus Adis Abeba (dessen Verfasser, der Abgeordnete Chelici mittlererweile in der Hauptstadt dem Kaiser erlegen ist) schildert den Zustand Menelik's tatsächlich als verwerflich. Der „König der Könige“ ist nur mehr ein Schatten seiner selbst, und wie er körperlich vollständig zertrümmert und erschöpft ist, so ist er auch in geistiger Hinsicht zum willenlosen Werkzeug seiner Umgebung geworden. Diese Umgebung wird, von der Kaiserin Taitu abgesehen, von den drei Ras (Hauptlingen) Tesfama, Apte Georgis und Michael gebildet. Die beiden Erstgenannten stehen dem Rasus als persönliche Freunde und Vertrauensmänner nahe; der mächtige Ras Michael von Wollo ist der Gatte von Menelik's verlorener Tochter Schoagarich und der Vater des Enkelsohnes des Rasus Negelli, des zwölfjährigen Sig Taitu, der auf Menelik's Wunsch im vorigen Jahre zum Thronfolger proklamiert worden ist. In gewissem Gegenlicht zu dieser Dreieinigkeit steht die Kaiserin Taitu, die nicht Sig Taitu, sondern einen Prinzen ihres eigenen Hauses auf dem Thron sehen möchte (sie selbst ist kinderlos) und daher mit Rasus gehorcht in die Positionierung Sig Taitu's gewillt hat, dessen Mutter eine Tochter Menelik's anderer Ehe ist. Es fragt sich nur, ob beim Ableben Menelik's seine Witwe und ihr mächtiger persönlicher Anhang den neuen Rasus — vielmehr das Rasuskind — loyal anerkennen und zu den Waffen greifen und den Bürgerkrieg heraufbeschwören werden. Ein solcher Thronwechsel wäre um so bedeutender, als Taitu die Hauptverkörperung des in abessinischen Volks tief eingewurzelt, von Menelik künstlich nieder-

Recht auch doch an den Berlinern ein Beispiel! „Eines Engländer's Geim“ ist wirklich den Deutschen auch nicht sehr freundlich, aber es ist ihnen nicht eingefallen, ein feierliches Verbot dagegen zu erteilen. Ja die Berliner! ... Und nun geht's unaufhaltsam los, denn jeder Italiener singt das Lob der Berliner.

In den Stadtmitteln ist wieder Kunst ausgestellt. Zum achten Male seit 1895 und diese bevorstehenden Zukunftsarten haben doch sehr gut gewirkt; seitdem weiß der Italiener eigentlich, was draußen in der Kunst vorgeht, und seine Meinung beim Alten zu bleiben, ist ein wenig bedenklich geworden. Besondere hat einen eigenen Saal, von einem und anderer, einen Saal gar zwei. Natürlich sind's lauter gute Bekannte, die man da trifft. Wer kennt etwa die zwei buntschiefen Werke des Besard nicht, die seit 1892 durch Europa gehen, ein wahres Rundreisefeld? Das Werkwürdigste ist nun aber, daß ein solches Bild immer wieder anders aussieht. Sieht's an ihm, liegt's an uns? Werden sich seine Farben, ändern sich unsere Augen? Jedes gute Bild erschreckt zuerst, nach drei Jahren entläßt es, nach fünf Jahren erkennt man es erst. Und hat man es nun endlich erkannt und sieht es dann mit anderen des Besard's Künstler zusammen, die man auch seit Jahren zu kennen glaubt, so gewahrt man, daß man erst noch einmal die größte Veränderung mit ihm geschieht: an den anderen zeigt es sich jetzt erst ganz. Wenn ein solches Bild kann ja seinen Künstler enthalten, jedes ist nur ein Teil von ihm, jedes wird erst im Ganzen seiner Wirklichkeit wirksam. Ein einzelnes Bild auf einer Ausstellung, das ist nur wie der reich kreisende Blick eines, der vorübergeht. Und eben ein einzelnes Bild, ein einzelner Roman, die doch auch alle nur Kapitel aus einer Lebensgeschichte sind. In den zwei Sälen stand ich mir das so stark eingefallen. Wenn ich denke, mit welcher Macht der junge Stud damals auf uns alle gewirkt hat! Ungemeine Hoffnungen haben wir auf ihn gesetzt und es ihn dann gar entlassen lassen, daß er unseren Wünschen nicht Stand hielt. Gleich waren wir mit ihm fertig, wie es ja schon die Art der Deutschen ist, mit ihren Künstlern nicht hinhalten zu können. Sieht man aber, wie jetzt hier, keine Arbeit von fast zwanzig Jahren verkommen, so fordert sie doch Achtung ab; es ist nicht der Stud, den wir uns vor-

gehaltenen Fremdenhass ist, der bei und nach einem Thronwechsel zu schlimmen Ausschüben führen könnte. Der „Vornachricht“ ist, der sich aus den erwähnten drei Ras zusammenfügt, ist zwar „verhältnismäßig“ europäerfreundlich, aber er steht doch keineswegs auf derselben Höhe der Vornachrichtigkeit wie Menelik. Die in Abessinien hauptsächlich interessierten Mächte werden also möglicherweise schon recht bald ihre Wunder erleben können.

Versuche zur Befreiung Abdul Hamids?

Ob der abgestorbene Sultan dauernd als Gefangener in der Villa Malini bei Saloniki bleiben soll, ist, wie man weiß, noch nicht entschieden. Die Jungtürken sind angeblich verschiedenen Entwürfen seiner Anhängerschaft auf die Spur gekommen, die sie veranlassen, die Bewachung der Villa durch Truppen und Schiffe zu verschärfen und die Verbringung ihres Gefangenen nach einer evtl. Insel im M. Meer in Erwägung zu ziehen. Trotz ihrer Vorsicht sollen aber einem Gerücht zufolge, die Freunde Abdul Hamids bereits jetzt gelang haben, einen Verbringungsversuch wagen zu dürfen. Ein Telegramm meldet darüber:

Konstantinopel, 10. Juni. (Abendung der Agence Havas.) Gestern abend verbreitete sich hier das Gerücht, man habe Abdul Hamid aus Saloniki zu entführen versucht, aber ohne Erfolg. Dabei seien einige Offiziere gefaßt worden. Es ist unmöglich, eine Befreiung des Gerüchtes zu erlangen, das man als reaktionäres Manöver zu betrachten geneigt ist. Unter dieser über Paris kommenden Meldung ist keine Nachricht über solche Versuche in die Welt gedrungen. Sehr wahrscheinlich sind diese Gerüchte keineswegs, und wenn nicht die türkische Regierung Ihre Hand im Spiel hat, muß man annehmen, daß sie niemand sonst erst gekommen hat. Abdul Hamid dürfte nach dem Beschlag der großen Unternehmung vom 13. April das Vertrauen zur Gefährlichkeit seiner Freunde verloren haben, und diese dürften kaum noch das Vertrauen zu der — Zahlungsfähigkeit ihres einstigen Beherrschers besitzen.

Die türkischen Küstungen gegen Griechenland.

Seit die erste offizielle Ausrufung war, die erkennen läßt, daß die Schutzmaßnahme benutzt werden, im gegenwärtigen Augenblick das freilich heisse Eisen so wenig wie möglich anzulassen. Das englische offizielle Bureau gibt bekannt, daß in der Streitfrage zwischen den Mächten Verhandlungen stattfinden, wie die im vorigen Jahre vor der Einführung der türkischen Verfassung über die Rückberufung der fremden Truppen und die darauf folgende Entscheidung eines Krieges. Die türkische Forderung ist, die türkischen Forderungen in Griechenland durchzuführen. Die Gerüchte von damit zusammenhängenden Verhandlungen türkischer Freundsicher oder griechischer Freundsicher sind unbegründet, denn die Zurückziehung der Truppen erfolgte ohne den Anprüchen irgendeiner der in den türkischen Gewässern interessierten Parteien zu präjudizieren.

In der Türkei wird diese Erklärung schmerzlich fühlbar vernehmbar werden, da man sich dort als das Stärkere fühlt. Nach einer Meldung aus Konstantinopel war das Gerücht des gestrigen Minister Rates der Befehl, die Mächte der Türkei energisch zu warnen. Von unserem eigenen Korrespondenten gehen uns aber die Tatsachen der türkischen Militärbehörden und die Stimmung dortzulande die folgenden Meldungen zu:

Saloniki, 10. Juni. (Privat-Telegramm.) Die Vorarbeiten sind im wesentlichen nach dem ursprünglichen Sinne des Krieges mit Griechenland wegen der Streitfrage werden nötig fortgesetzt. Die Entwürfe in der Richtung nach der griechischen Grenze werden inständig fortgesetzt, und die Maßnahmen werden für die Festhaltung der Truppen vorbereitet. Das Fort auf großen Kap Karaburun wird in Verteidigungszustand gesetzt; dort werden von der Hauptstadt herbeigebracht sechs Geschütze postiert werden.

Konstantinopel, 10. Juni. (Privat-Telegramm.) Für den Fall eines Krieges zwischen Griechenland und der Türkei werde Griechenland nur vier Divisionen, insgesamt etwa 60,000 Mann aufstellen können, während die Türkei nicht einmal die gesamten bei den drei europäischen Armeekorps vorhandenen Streitkräfte zu mobilisieren nötig hätte. Es würde für sie genügen, nur Teile, besonders des dritten und zweiten Korps nach Syzistan zu versetzen. Vor allem scheint die türkische moderne Artillerie der griechi-

zwanzig Jahren aus ihm gemacht haben, aber es ist auch einer. Einer, der viel kann. Einer, der sich seiner Kraft so sicher weiß, daß er es wagen darf, zuweilen zum Rückzug hin zu spielen; schließlich ist er doch stärker. Und einer, den ein sehr feingewählter, sehr selbstbewusster Bescheid aus diesen Worten folgt. Er glaubt es nicht nötig zu haben, sich jemals ganz an ein einziges Wort anzuhängen. Alle zusammen werden schon etwas sagen, was er will; es ist ihm gar nicht bang. Diese hohe Nachlässigkeit eines, der Zeit hat und wahren kann, während sich die anderen mit solcher heillosen Eier über jeden Augenblick stützen, der ihnen immer gleich alles erfüllen soll, habe ich hier als seinen seltsamen Geist gefaßt. Und vielleicht wär's jetzt überhaupt an der Zeit, die Leute von 1890 einmal zu revidieren, indem man ihre Stimmen zieht. Hätte ich ein Theater, ich verüchte jetzt einen Anlauf der neunziger Jahre. Mit Hauptmann, Halbe, Endermann, Hirschfeld, Schmitzler, Burchard, Bangemann, Wert für Wert. Mancher sah dann im ganzen jetzt vielleicht noch ganz anders aus. Und ich wette, es wäre zudem ein Geschäft.

Eine Menge Italiener haben ausgefallen. Aber seit Eugentini und Morelli tot sind und Mischetti stumm, scheint es in Italien keinen Maler mehr zu geben. Davan kann man einmal sehen, was es mit der berühmten „Trabition“ ist, von der es immer in Klagen heißt, sie stelle in Berlin. Seid froh, daß sie fehlt! Denn hier steht man's, wie sie wirkt: Die Gegenwart ersticht an ihr. Eine Zeit muß schon hertragen zu können. Seid froh, daß ihr eure Hände frei für die Zukunft habt!

H. D. Das Schiller-Theater O. übernahm gestern abend, mitten in den Ferien, folgenden, seine Stammgäste durch eine ganz betreffende Aufführung von Gerhart Hauptmann's „Wierbelig“. Walter Horst, der die Regie führte, hatte seine Truppen mit künstlerischem Geschma und auch feins der vielen Requisitionen versehen, die der Hauptmann aus dem Jahre 1892 vordrängte. Man sah eine sehr rechte Musikfuge in der Don Quixote, man sah vielleicht des öfteren ein wenig zu viel Kleintanz, aber doch im ganzen eine reguläre, reiche Arbeiterklasse und eine nur zu gläubiges, groß-verbreitetes Amtszimmer. In diese Räume paßten die Menschen gut hinein, manche Gruppen schienen mit

ihnen überlegen. Die Möglichkeit einer d. U. Entscheidung der Arela-Frage gibt hier nicht als ausgeschlossen, da Markhall Mahomed Euphorist sein Wort als Soldat gegeben haben will, um Arela jeden Kampf aufzunehmen. Diese Haltung ist höchstbedeutend für Arela, da die Türkei wohl Bosnien und Österreich, um das es schon unglücklich gestampft hat, anfragen konnte, Arela aber, das es schon mit siegreichem Krieg verteidigt, unter den jetzigen Verhältnissen nicht preisgeben will.

All diesen Maßnahmen kommt natürlich keine weitere Bedeutung zu, als die der Verbannung des letzten Willens der Türkei, seine Scholle ottomanischen Lebens nicht preiszugeben und den Arela der Gerechtigkeit Arelas. Das griechische Königreich nicht zugunsten, Griechenland wird sich also — schon darum, weil das zum Kriegszustand nötige Geld schwer aufzutreiben sein wird — entscheiden müssen und sich wohl auch zu einer günstigeren Gelegenheit verziehen lassen. Einige Befriedigung wird ihm die offizielle Mitteilung, daß die Verbannung der internationalen Truppen Tatsache werden soll immerhin gewähren. Auch sollen, einem Privat-Telegramm zufolge, die Korrespondenzen zufolge, nach dem neuesten Wortlage Englands nicht alle Mächte gleichzeitig Stationschiffe entsenden, sondern es wird nur jeweils ein Stationschiff als Repräsentant aller vier Mächte vor Arela liegen und im bestimmten Zeitraum von einem Schiff einer anderen Macht abgelöst werden.

Deutschland.

Der „Reichsbote“ beschäftigt sich in seiner letzten Nummer gleich zweimal mit unserem Artikel „Die Bedingung“. Wir hatten darin auseinandergesetzt, weshalb auch die liberalen Parteien neue Steuern für politische Macht entzählen und besonders die Verleitung des preussischen Dreiklassenwahlrechts fordern müssen. Der „Reichsbote“ antwortet darauf mit der Frage: „Was geht das preussische Wahlrecht das Reich an? Braucht man darauf heute wirklich noch zu antworten? Wir dachten, daß die einzigen Zusammenhänge zwischen dem preussischen Dreiklassenwahlrecht und der Reichspolitik überall erkannt worden seien. Weil in Preußen das Dreiklassenwahlrecht die Reaktion trümpft ist, deshalb kommt auch das Reich nicht vom Fleck. Man braucht sich nur zu erinnern, daß der Reichskanzler zugleich preussischer Ministerpräsident ist. Damit allein schon ist der Parallelismus zwischen der Politik in Preußen und im Reich gewährleistet. Unter dem Dreiklassenwahlrecht ist Preußen der Hort der Reaktion im Reich; unter einem freiwahlrechtlichen Wahlrecht ist die Führung bei der Durchsetzung des politischen Fortschritts im Reich übernehmen. Das sind die Gründe, weshalb auch unterer Meinung das Dreiklassenwahlrecht das Reich allerdings sehr viel angeht. Wir denken auch gernicht daran, uns von der Lösung, die der „Reichsbote“ in seinem zweiten Artikel auspricht, daß nämlich dann auch die Sozialdemokratie ihre Forderungen anmelden würde, ins Besondere jagen zu lassen. Der „Reichsbote“ schreibt dazu: „Das Berliner Tagblatt“ begründet die Herrschaft des neuen Wahlrechts im Preußen nur mit dem vierfachen Stimmenwert der Sozialdemokratie, unter der die Liberalen seinen Gehalt in den neuen Steuern oder doch Prozente von ihnen bewilligen sollen. Was haben wohl die Wahlgelehrten des Berliner Tagblattes für eine Vorstellung von der Bedingung, welche die Sozialdemokratie nach noch nicht einmal 30 Jahren stellen werden, wenn wir uns in dem circulus vitiosus zu weiter bewegen, wie wir der letzten Zeit? Und außer der vierfachen Stimmenwert gibt es doch auch noch im Zentrum! Und das will doch auch noch einmal Minister werden.“

Diese düßere Prophezeiung kann uns deshalb nicht schrecken, weil wir für den Liberalismus gar keine Aussicht auf eine Erfüllung verlangen; was der einen Partei recht ist, muß der anderen billig sein. Wir fordern eine gleichmäßige Verteilung von Licht und Schatten für alle Staatsbürger. Dann muß jede einzelne Partei den Beweis des Gehorsams und der Kraft nach bestem Vermögen zu führen haben. Darum nochmals: Fort mit dem preussischen Dreiklassenwahlrecht, wenn der Liberalismus neue Steuern im Reich bewilligen soll!

Der „Vordwärts“ und die „Selbiger Volkszeitung“ sind sehr entrüstet über uns. Diese beiden sozialdemokratischen Organe, die mit ihrem eigenen Schimpfen der Sozialdemokratie bereits so ungebührlich geschäftet und bei den letzten Wahlen den Verlust von 38 sozialdemokratischen Mandaten verursacht, haben aus ihren Federn nicht das mindeste gelernt. Der „Vordwärts“ kann es nicht vertragen, daß wir bei der Besprechung der Vorkämpfer

ihnen ganz zu verdanken. Man bedauerte sehr, daß der Vortrag am Ende um eine halbe Minute zu früh sei und so das literarisch-symbolische Bild der bornierten Amtsgewalt im Verein mit dem triumphanten Gaunertum wegschmitzt. Ein Bild, ohne das diese Komödie „ohne Schluss“ nicht wohl denken kann. Ganz wohl gab die lamose Wachsfigur, die diese schliche alte Dämon sein muß, so unendlich und heuchelhaft, wie diese schliche alte Dämon können. Georg Büchner war ein Mensch ganz unheimlich und hatte so immer den Erfolg für sich. Die wenigen Sätze, in der Rolle von diesem Semma abwidert gelang ihm nicht so recht. Sehr hübsch und amantisch spielte Ernst Segal den Rentier Kräger in besonders guter Manier. Leopold Quab, Willy Gerhardt, Adolf Joseph und Karl Soppel hatten wie alle übrigen Mitwirkenden die charakteristischen Sätze ihrer Rollen liebevoll herausgearbeitet. Gertrud Schaber als ungemein frecher, kräftiger Nachschiff verdient ein besonderes Lob.

Das Mändener Künstlerfest und Fröh v. Wde. Fröh v. Wde ist von Max Reinhardt als künstlerischer Mitarbeiter für die diesjährigen Festspiele des Mändener Künstlerfestes gewonnen worden, und zwar hat Wde einen jenseitigen Entwurf für Gerhart Hauptmann's „Hanneles Himmelfahrt“ ausgearbeitet, der der Aufführung dieser Dichtung zugrunde gelegt werden wird. — Am 17. Juni findet die feierliche Eröffnung des Mändener Künstlerfestes unter Max Reinhardt vor geladenem Publikum im „Panorama“ statt. Die Hauptstadt des Festes hundert von Fröh Fröh.

Recherchen. In der Suva-Ober geht „Trifon und Joides“ vom ersten Male am 16. d. M. in Szene. Francisco b' Andrade wird am 14. d. M. zum ersten Mal „Don Juan“ singen. In den beiden Abenden gastiert die Schwestern als Donna Anna und zum letzten Male Gastwirtin Violet de Padilla als Lucia. In Nummer 255 unseres Festes brachten wir die Nachricht, daß Abel Germain's „Trains de Luxe“ (im August) in der Ueberzeugung von Randolph Kohler beabsichtigt worden sei. Es handelt sich in Wirklichkeit aber um die Ueberzeugung, die Robert S. Wde. vorgekommen hat. Aus Berlin meldet unser Korrespondent: „Der Malzerkönig“, eine dreiteilige Operette von Ludwig Mendelssohn, geht von Reichenstein, erregt bei der Aufführung in hiesigen Bühnen-Theater einen großen Aufsehen. Die beiden Berliner Verfasser waren auswendig und wurden nach dem zweiten und dritten Akt hervorgeführt.